

Radio predigt

Erich Guntli

Nackt und bloss

Frank Jehle

**Der Mensch als Gottes
Ebenbild**

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt

Nackt und bloss

3

Pfarrer Erich Guntli

Kath. Pfarramt

Pfrundgutstrasse 5, 9470 Buchs

Evangelische Radiopredigt

Der Mensch als Gottes Ebenbild

8

Pfarrer Dr. theol. Frank Jehle

Seelsorger an der Universität St. Gallen

Steinbockstrasse 1, 9010 St. Gallen

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Radiopredigt, Postfach 1052, CH-1701 Freiburg, Telefon 026 425 87 40.

Erscheint wöchentlich. Einzelpreis Fr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement, zirka 90 Predigten, Fr. 48.–.

Herstellung: Kanisiusdruckerei, 1701 Freiburg.

Nackt und bloss

Die heissen Tage bringen es wieder mit sich. Man sehnt sich nach Abkühlung, sehnt sich nach Erfrischung. Und was ist erfrischender als ein kühles Bad? Also ab ins Freibad, ab an einen See. Tausende tun dies übers Wochenende, sogar in jeder freien Minute. Es tut gut, hineinzuspringen ins kühle Nass und sich an der Sonne zu räkeln. Die Entwicklung der Sonnenschutzmittel ist inzwischen so weit fortgeschritten, dass sie Schutz versprechen gegen zu starke UV-Strahlen. So zumindest verspricht die Werbung. Von der Ursache zu starker UV-Strahlen spricht sie hingegen nicht – Klimaerwärmung und Luftverschmutzung. Andere tun sich schwerer damit, einfach so ins Freibad oder an den See zu gehen. Die Betrachtung des Körpers im Spiegel lässt Mängel hervortreten, die man nur ungern zur Schau stellt: Die Fettwülste an Oberschenkel, Bauch und Armen haben Dimensionen angenommen, an denen nur noch Peter Paul Rubens Freude gehabt hätte. Doch dieser Maler lebte zur Zeit des Frühbarock. Seine Frauenfiguren betrachtet man lieber in Kunstmuseen als im Spiegel des eigenen Badezimmers. Und da man es im Winter versäumt hat, wöchentlich das Solarium aufzusuchen, gleicht die Farbe der Haut eher dem Mozzarellakäse als einer reifen Kastanie. Doch nicht nur Frauen haben so ihre Probleme damit, sich spärlich bekleidet im Freibad zu zeigen. Auch Männer können darunter leiden, keinen Waschbrettbauch und straffe Brustmuskeln zu haben wie Arnold Schwarzenegger. Jedenfalls würde es alles in allem nicht reichen, als Model für Bademode Werbung zu machen. Wer es also nicht schafft, mit Filmstars und Models mitzuhalten und auch nicht über ein Selbstbewusstsein verfügt, das allen Anfechtungen trotzt, der zieht es vor, nicht ins Freibad zu gehen oder dann gewiss in eines, wo ihn niemand kennt. Aber auch dann fühlt man sich, zumindest am Anfang, nackt und bloss, ausgestellt, ja bis ins Innerste durchschaut. Erst im letzten Moment und ganz verschämt werden die Kleider ausgezogen, mit schüchternem Blick rundherum, ob man auch nicht beobachtet werde. Die Schritte

sind alles andere als stramm, jedenfalls nicht so gefestigt wie in der Schale einer anständigen Kleidung.

„Kleider machen Leute“ – schrieb einst Gottfried Keller. Da man sich im Sommer darin übt, mit möglichst wenig Textilien auszukommen, kommen eben nackte Tatsachen zum Vorschein, die man lieber verbergen möchte. Nun, solches sind Probleme der Freizeitkultur, Probleme auch, nach welchen ästhetischen Idealen man sich orientiert. Jeder muss für sich selbst entscheiden, wie viel Blösse er zeigen will. In unserer Sprache gibt es aber auch die Redewendung „jemanden bloss stellen“. Gewiss stammt dieser Begriff nicht aus der modernen Freizeitkultur, im Gegenteil. Jemandem befehlen, sich auszuziehen gehört wohl seit alters her zu den gemeinsten Formen, wie man einen Menschen demütigen kann. Jesus wurde wohl ebenso nackt ans Kreuz genagelt, wie die Juden nackt in die Gaskammern hineingetrieben wurden, verfolgt unter hämischen Blicken. Im übertragenen Sinne wird jemand bloss gestellt, wenn private Details und Schwierigkeiten in der Öffentlichkeit verhandelt werden, wenn Schwächen, die man lieber verborgen hält, herausposaunt werden. Bloss stellen ist in unserer Sensations- und Skandalkultur zu einem Verkaufsanreiz geworden. Die Titelseiten der Boulevardpresse stellen jeden Tag jemanden bloss und reißen die schützenden Wände der Privatsphäre nieder, sofern nicht gerade eine Katastrophe für noch mehr Nervenkitzel sorgt. Und da man sich daran gewöhnt hat, dass jeden Tag irgend jemand bloss gestellt wird, greift diese Mentalität auch weit in den Umgangsstil hinein. Man kann jemanden fertig machen, indem man ihn bloss stellt. Wer bloss gestellt wird, liegt da, entblösst, verletzt. Er bleibt auf der Strecke.

Wie verhalten wir uns gegenseitig? Wie gehen wir miteinander um? Diese Fragen beschäftigen uns immer wieder. Jesus erzählt uns dazu eine Geschichte. Sie kennen sie wohl, die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Da fällt ein Reisender auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber, wird ausge-

plündert und niedergeschlagen. So bleibt er liegen, halbtot. Ein Priester kommt vorbei, sieht ihn und geht achtlos vorbei, ebenso ein Levit, ein Tempeldiener. Endlich bleibt einer stehen, ein Mann aus Samarien. Dazu muss gesagt werden: Die Bewohner von Samarien galten als Ketzer, waren verachtet und verrufen. Doch ausgerechnet ein solcher bleibt stehen, hat Mitleid, pflegt die Wunden des Verletzten und bringt ihn in eine Herberge. Ja, der Verletzte, der da am Boden liegt, er wurde entblösst. Ihm wurde genommen, was er hatte: das Geld, wohl auch die Kleider, die Gesundheit. Halb nackt und verletzt liegt er da unter der gleissenden Sonne. Da kommen ein Priester und Levit daher, und sie gehen achtlos vorüber. Manche denken wohl: Typisch – sie predigen Wasser und trinken Wein, zeigen den Weg und gehen ihn nicht. Ich mag einer solchen Pauschalverurteilung nicht zustimmen, und dies nicht nur, weil ich selber Priester bin und meine Berufsgattung verteidigen möchte. Ich gehe mal davon aus, dieser Priester und dieser Levit sind was sie sind: Geistliche, oder, moderner ausgedrückt, Menschen, die einen spirituellen Weg gehen. Die beiden gehen nicht den Weg hinauf nach Jerusalem. Sie kommen von Jerusalem herab. Zumindest mit dem Körper sind sie unterwegs. In ihren Gedanken und Empfindungen schweben sie noch. Ihre Augen sehen zwar den Ausgeraubten, und doch sehen sie ihn nicht. Sie gehen einfach weiter. Da steckt keine Bosheit dahinter, auch keine klerikale Überheblichkeit. Ihr Verhalten ergibt sich aus der Dynamik eines spirituellen Weges, bei dem man vor lauter Himmelssehnsucht den Kontakt zur Erde verlieren kann. Sich mit geistlichen Dingen befassen kann schön sein, erhebend. Es führt zu einem unbeschreiblichen Glücksgefühl. Wer einen spirituellen Weg geht, kann mitunter wie ein Fakir auf Nägeln liegen, kann wie ein Schamane über Feuerkohlen gehen, kann wie Paulus Stockschläge und Peitschenhiebe aushalten, kann wie Teresa von Avila oder Meister Eckehard die mystische Verschmelzung mit Gott und dem ganzen Kosmos erleben. Aber – die Gefahr ist da, dass das rechte Mass, der Bezug zur Realität verloren geht. Himmel und Erde werden voneinander getrennt, statt miteinan-

der verbunden. Doch das Leben zeigt sich nicht im Entweder-Oder, entweder spirituell oder materiell, entweder geistlich oder weltlich, entweder himmlisch oder irdisch. Wir müssen uns darin einüben, beide Pole zu erspüren: im Werken, Tun und Arbeiten auf dieser Erde den Himmel in uns und über uns wahrnehmen, im Beten und Meditieren in Berührung mit dieser Erde bleiben. Nicht umsonst dreht sich die Regel des Mönchsvaters Benedikt um die beiden Pole ‚Beten und Arbeiten‘. Wer einen spirituellen Weg geht, wie der Priester und der Levit in dieser Geschichte, darf keinen Himmelsspaziergang machen, sondern muss trotz der Beschäftigung mit himmlischen Dingen auf dem Boden bleiben, wirklich auf dem Weg bleiben und wahrnehmen, wer da am Wegrand liegen könnte. Weshalb der Samaritaner denselben Weg nach Jericho genommen hat, geht aus der Geschichte nicht hervor. Eigentlich hätte er Judäa umgehen müssen, denn dort waren die Bewohner Samariens verhasst, hatten sie sich doch seit langem vom Tempelkult in Jerusalem gelöst und auf dem Garizim einen eigenen Tempel erbaut. Doch dieser Samaritaner tut, was jetzt zu tun ist: Unberührt von schönen spirituellen Empfindungen, lässt er sich berühren von dem, der ausgeplündert halb nackt und verwundet am Wegrand liegt. ‚Er hatte Mitleid‘ – heisst es in der Geschichte. Auch Mitleid haben ist eine spirituelle Tugend, doch führt sie nicht an der Wirklichkeit vorbei, sondern führt zu dem hin, der verletzt ist. Aus diesem Mitleid heraus sorgt der Samaritaner für den Verletzten und Ausgeraubten, mehr noch; er trifft sogar Vorsorge, gibt dem Wirt zwei Denare, damit der Verwundete gepflegt werden kann.

Ich mag die Geschichte des barmherzigen Samariters keinesfalls in die Richtung drehen: Da seht ihrs – Wer fromm und ein Tempeldiener ist, der tut nichts. Nur Abtrünnige und zur offiziellen Religion Distanzierte handeln richtig. Doch die Geschichte vom barmherzigen Samariter zeigt auf: Es gibt eine Form von Spiritualität, welche die Augen verschliesst, den Bodenkontakt verliert und abhebt. Es gibt aber auch eine Spiritualität, welche

die Augen offen hält, die Mitleid haben kann, weil sie nicht nur vom Himmlischen, sondern auch vom Irdischen berührt wird. Deshalb möchte ich zum Schluss in Gedanken nochmals ins Freibad, nein, lieber an einen See oder ans Meer zurückkehren. Auch ich gehöre nicht unbedingt zu jenen, die für Bademode Werbung machen könnten. Die Bräunungsfähigkeit meiner Haut endet bei der Farbe Café crème, doppelcrème. Ich fühle mich, zumindest am Anfang, ziemlich blossgestellt. Und doch möchte ich, sofern es die Zeit zulässt, die Erfahrung nicht missen, mit der Natur, mit der Schöpfung in Berührung zu kommen. Ich lasse mich tragen vom Wasser und spüre: ich werde getragen. Ich versuche beide Pole zu erspüren: den Schöpfer und die Schöpfung, Himmel und Erde. Diese Welt ist gleichzeitig Gottes Welt. Gott trägt mich durch seine Welt. Werden mir auf diese Weise die Augen für die Schönheit der Schöpfung geöffnet, so werden sie mir auch geöffnet für die unzähligen Verletzungen, welche diese Schöpfung und ihre Bewohner zu ertragen haben. Die intensive Berührung mit dieser Schöpfung bewahrt mich davor – so hoffe ich wenigstens – dass ich nicht immer achtlos an dem vorüber gehe, was, blossgestellt, mein Mitleid erregen sollte.

Der Mensch als Gottes Ebenbild

Ich war seinerzeit kein begeisterter Rekrut. Aber etwas hat mir der obligatorische Militärdienst gebracht: Ich kam mit Menschen zusammen, die ich sonst nie kennengelernt hätte – zum Beispiel mit Hans. Er war Waldarbeiter. Eine Berufslehre hatte er nicht gemacht, nicht machen können. In Überlebensübungen waren wir aber sehr froh um ihn. Im Hui war die kleine Tanne gefällt, die wir für den Bau einer Stellung brauchten.

Hans war ein guter Kamerad. Aber er hatte Mühe, sich in den militärischen Betrieb einzuordnen. Mehr als einmal kam er in den Arrest. Und einmal war die Aufregung gross: Der Arrestant verlangte nach einer Bibel, die ihm gemäss Dienstreglement zustand. In der grossen Kaserne Zürich war keine zu finden. Man kam zum Theologiestudenten Jehle. Und dieser konnte helfen.

Als der Arrest vorbei war, klagte Hans allerdings: Die Bibel sei viel zu schwierig. Er habe keinen für ihn passenden Text darin gefunden, sondern nur seltsame Stammbäume und langweilige Gesetze.

Das ist wirklich wahr: Wer die Bibel selbständig lesen will, braucht eine entsprechende Vorbildung. Und damit komme ich zu meiner zweiten Geschichte: Es war eine seelsorgliche und missionarische Grosstat, dass Nikolaus Ludwig von Zinzendorf im 18. Jahrhundert das Losungsbüchlein erfand. Messerscharf hatte er beobachtet, dass man den Menschen beim Bibellesen helfen muss. Es genügt in vielen Fällen nicht, jemandem einfach eine Bibel in die Hand zu drücken.

Zinzendorf wählte 1800 Bibelverse aus dem Alten Testament aus. Von diesen wurde durch das Los für jeden Tag einer bestimmt deshalb der Ausdruck Losung. Kombiniert mit frei dazu gewählten Sprüchen aus dem Neuen Testament werden sie seit 1731 jedes Jahr als kleines Buch gedruckt. Die Meinung ist: Es

genügt, täglich über die jeweilige Losung zu meditieren. Das unscheinbare Bändchen wurde ein Welterfolg und erscheint heute in 46 Sprachen. Vielleicht hätte ein solches Losungsbuch dem Arrestanten Hans geholfen.

Nun, wie sieht die Losung heute, am 15. Juli 2001, aus? Ich möchte sie als Predigttext verwenden. Sie lautet so: «*Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.*» (1. Mose 1,27.) Es ist das Wort, mit dem die biblische Schöpfungsgeschichte den eigentlichen Höhepunkt erreicht. «Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.» Es ist eine zentrale und äusserst kostbare Stelle der jüdisch-christlichen Bibel. Ich weiss zwar nicht, ob Hans in der Arrestzelle von sich aus viel damit hätte anfangen können. Vielleicht hätte sie ihn ganz spontan angesprochen und ermutigt. «Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.» Auch ich bin Gottes Ebenbild?! In seiner vollen Tiefe kann man den Satz wohl nur verstehen, wenn einem etwas über den Ausdruck «Gottes Ebenbild» im alten Orient erzählt wird.

Gottes Ebenbilder, das waren zuerst die Götterbilder der verschiedenen Religionen. Man stellte sie in Tempeln auf und betete zu ihnen. Im alten Ägypten wurde der Ausdruck «Ebenbild Gottes» dann aber auch vom Pharao gebraucht. Dieser galt als Gottes Ebenbild. Und damit war gemeint, dass der König selbst gewissermassen göttlicher Natur sei. Man musste sich vor ihm zu Boden werfen. Man gehorchte ihm aufs Wort. Kritik und Widerspruch waren nicht erlaubt.

Das alte Ägypten war eine autoritäre und hierarchische Gesellschaft. Wie in einem Ameisenstaat mussten alle sich bedingungslos einordnen und wie ein kleines Zahnrad im staatlichen Mechanismus funktionieren. Die gewaltigen Pyramiden dokumentieren es heute noch für alle Touristen sichtbar: Ein König, der eine derartige aus unserer Sicht weit überdimen-

sionierte Grabstätte für sich errichten lässt, hat ein schier unglaubliches Selbstbewusstsein.

Aber in dieser altorientalischen Welt gab es nun das Alte Testament. Und dieses stellte die These auf: Nicht nur die Könige sind Gottes Ebenbild, sondern völlig uneingeschränkt alle Menschen. Eine Demokratisierung wurde zumindest eingeleitet, deren Folgen gross sind.

Jeder Mensch, jeder Mann und jede Frau, jeder Erwachsene und jedes Kind, nicht nur die Mächtigen, sondern auch die Machtlosen, nicht nur die Reichen, sondern auch die Bedürftigen, nicht nur die Gesunden und Starken, sondern auch die Kranken und Behinderten, nicht nur die Jungen und Schönen, sondern auch die Hinfälligen und Gebrechlichen, nicht nur die Intelligenten, sondern auch die, die in der Schule Mühe haben, alle sind in den Augen des biblischen Glaubens gleich viel wert, und zwar unendlich viel wert. Von allen gilt, dass sie Respekt verdienen wie ein Pharao in Ägypten.

«Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.» Wer den Satz aus der biblischen Schöpfungsgeschichte auf dem Hintergrund des alten Orients liest, wird sich bewusst, wie revolutionär er ist. Denn leider ist es immer noch nicht selbstverständlich, dass jedes menschliche Wesen die gleiche Würde und den gleichen Wert hat.

Vor knapp drei Wochen war in St. Gallen, wo ich wohne, (ich nehme an auch anderswo) eine grosse Kampagne gegen die Folter. Bei einem Anlass wurde ein Video gezeigt. Im vom Schweizerischen Roten Kreuz in Bern geführten Zentrum für Folteropfer sass ein junger Asylbewerber gegenüber einer Ärztin, die ihm zu helfen versuchte, die schrecklichen Erfahrungen unter der Folter wenigstens ein Stück weit zu verarbeiten. Der junge Mann sollte so weit kommen, dass er wenigstens während der Nacht wieder schlafen kann und dass er nicht mehr das Licht

brennen lassen muss, um den schrecklichen Erinnerungsbildern zu entfliehen. Geduckt sass er in seinem Stuhl, als ob er Angst davor hätte, geschlagen zu werden.

Jeder Mensch ist Gottes Ebenbild. Wenn man diesen Satz aus der Bibel ernst nimmt, dann versteht es sich von selbst, dass es absolut und ohne jede Einschränkung ein Verbrechen ist auch in einer Bürgerkriegssituation –, wenn man einen Verdächtigen an den Füßen aufhängt und ihm noch andere Qualen zufügt. Der junge Mann hat seit dieser traumatischen Erfahrung häufig Kopfweh, und er kann auch seine Füße nicht mehr richtig gebrauchen.

Ich bewundere die Angehörigen verschiedener Menschenrechtsorganisationen, die sich für Folteropfer und überhaupt für politische Gefangene einsetzen, indem sie immer neu Briefe an Behörden verfassen und nicht müde werden, die Erinnerung an die Verletzung von Menschenrechten aufrecht zu erhalten. Nur wenn man nicht schweigt, besteht die Chance, dass Missstände zum Verschwinden gebracht werden können. Positiv ist etwa, dass die Situation in den türkischen Gefängnissen teilweise wenigstens offenbar etwas menschlicher geworden ist, weil das offizielle Europa sich neuerdings endlich kräftig und beharrlich «einmischt».

Zum Schluss meiner Predigt denke ich noch einmal an Hans, der in der Arrestzelle die Bibel lesen wollte, dabei aber überfordert war. Die Gesellschaft hätte dem einfachen Waldarbeiter, dessen Vater gestorben war, helfen müssen, damit er eine Berufslehre hätte absolvieren können. Ich weiss nicht, was er heute tut und ob er überhaupt noch lebt. Ich bin aber dankbar dafür, dass ich ihn kennen lernen durfte. Als Mensch mit einem ganz anderen sozialen Hintergrund als ich bleibt er mir im Gedächtnis. «Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.» Der revolutionäre Satz wurde auch für und über ihn geschrieben.

Nur vier gute Gründe, die Radiopredigt zu abonnieren:

- wenn Ihnen eine Predigt gefallen oder geholfen hat, können Sie sie so immer wieder zur Hand nehmen;
- wenn Sie die Sonntagspredigten nicht regelmässig hören können, hilft Ihnen ein Abonnement, keine davon zu verpassen;
- wenn Sie jemandem eine dauerhafte und sinnvolle Freude machen wollen, dann schenken Sie ihm ein Abonnement;
- wenn Sie Anregung und Hilfe für Ihre eigenen Predigten suchen, kann Ihnen die Radiopredigt behilflich sein.

Jährlich erscheinen ca. 90 Predigten in 45 Broschüren (Format A5), als Abonnement für jährlich nur Fr. 48.– / DM 57.–, aber auch eine einzelne Broschüre (2 Predigten) können Sie zum Preis von Fr. 5.– / DM 6.– bestellen.

Hiermit bestelle ich

_____ (Geschenk)Abonnement der Radiopredigt Fr. 48.– / DM 57.–

Empfängeradresse:

Name, Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ, Ort: _____

Rechnungsadresse:

Name, Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ, Ort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Bestellschein einsenden an:

Radiopredigt, Postfach 1052, CH-1701 Freiburg

Machen Sie (sich) eine Freude!